

Leibnitz, der Pfarrer von St. Jakob in Nürnberg war, gehörte mit anderen Predigern, Doktoren, Gelehrten und Ärzten einer alchemischen Gesellschaft an, in der sie mit Fleiß die Umwandlung der Metalle, die Probleme der Alchemie und Chemie studierten.

Ja, die Alchemie war der Weg, der den allzujungen Leibnitz in Altdorf zu jenem Doktorat verhalf, das ihm Leipzig wegen zu großer Jugend nicht geben wollte.

Ein Eifer in der Chemie und sein gutes Latein brachten ihm bald eine kleine bezahlte Stelle als Sekretär der Alchemischen Gesellschaft und eroberten ihm die Herzen der alten Herren. So machte er auch seinen Doktor in Altdorf.

Daß es nicht nur jugendlicher Ehrgeiz war, der Leibnitz zum Studium der Alchemie anregte, das zeigt die aufgeschlossene Einstellung, die er auch als großer Gelehrter zu den Problemen der Alchemie, der Stoffumwandlung nahm. Ihm sind die Ideen der Metalltransmutation immer eine ernsthafte Angelegenheit des philosophischen Nachdenkens wert geblieben. Des philosophischen Nachdenkens wert, aber damit unmittelbaren handfesten Ergebnissen entrückt, wie wir heute wissen, für lange Zeit. Wenn nicht die Atomumwandlung Wege der Transmutation zeigen könnte, würden wir sagen, für immer.

Kurt Karl Doberer, Regenbogenstraße 189, 8500 Nürnberg

Monika Kreiner-Reichmann

Aus Neigung machte ein Bambergener Kunstkeramiker eine Passion

Fischers Faible für fränkische Fayencen

Unter seinen Händen lebt die Nürnberger, Bayreuther und Ansbacher Fayencekunst wieder auf

Der geneigte Leser möge den Stabreim verzeihen, doch in dem Zungenbrecher „Fischers Faible für fränkische Fayencen“ ist bereits gesagt, was uns zu unserer Reportage veranlaßte: die Liebe des Bambergener Kunstkeramikers Hans Fischer zu den schönen Fayencen seiner fränkischen Heimat und die originalgetreue Herstellung dieses kunstvollen und mittlerweile wieder hochgeschätzten Gebrauchs- und Ziergeschirrs nach alten Vorlagen in seiner Werkstatt in der Rothofleite. Die Fabrikation von Fayencen, einst im Unterschied zum echten Porzellan „ordinaires Porcellain“ genannt, hatte in der Freien Reichsstadt Nürnberg und in den Markgrafenstädten Ansbach und Bayreuth ihre fränkischen Zentren. Die Bayreuther Blaumaler, die Nürnberger Renaissancefayencen und die Ansbacher „Grüne Familie“ erlangten weithin Berühmtheit, alte Stücke aus diesen Manufakturen erzielen heute unter Sammlern vier- und fünfstellige Summen. Die Walzen- und Enghalskrüge, Teller- und Buckelplatten Hans Fischers sind ebenso schön, nur erheblich jünger – und billiger.

Der Bambergener Kunstkeramiker mit dem Fisch als Markenzeichen hat die Fayencekunst bei seinem Vater Georg Fischer gelernt, der sie wiederum von seinem Vater Karl abgeschaut hatte. Durch viele Reparaturarbeiten an alten Fayencen und durch fleißiges und akkurate Kopieren der Originalmuster häuften die Fischers einen reichen Schatz an Malvorlagen an. Wappen und springende Hirsche, Paradiesvögel und Landschaften, Blumen und Ornamente in bunten Muffelfarben (Porzellanfarben) und seidensamtig glänzenden Scharfffeuerfarben (so genannt, weil die auf die rohe Glasur gemalten Farben bei hoher Hitze von rund tausend Grad weich in die Zinnglasur einschmelzen) schmücken Krüge und Teller, Vasen und Terrinen, aber auch Fliesen und Ofenkacheln.

In Bambergener Bürgerhäusern steht mancher Fayence-Ofen aus der Werkstatt Fischer.

Und die Birnen-, Walzen- und Enghalskrüge, die in guten Stuben bauchig und behäbig von Gesimsen und Schrankaufsätzen leuchten, sind häufig kein Erbstück und keine Antiquität, sondern tragen den Fisch auf dem Boden. Geschätzt werden sie deshalb nicht weniger. Im Gegenteil: Man traut sich sogar, sie zu benutzen und das Feierabend-Seidla aus einem feinbemalten Walzenkrug zu trinken.



Ehepaar Fischer

Jeder Krug ist frei gedreht, alles daran Handarbeit.

Die schweren Zinndeckel, die dazugehören, bezieht Hans Fischer aus Nürnberg und aus dem Fichtelgebirge. Während ein beschlagener Krug bei ihm rund 200 DM kostet, muß man

für einen alten Walzenkrug zwischen zwei- und fünftausend Mark hinlegen, für einen schönen Enghalskrug bis zu 10 000 DM und mehr. Viele Fayencen-Liebhaber werden sich da wohl mit dem Betrachten erlesener Museumsstücke zufriedengeben müssen.

Das Historische Museum Bamberg zum Beispiel besitzt eine beachtliche Sammlung aus dem Nachlaß des vor Jahren verstorbenen Rot-Kreuz-Arztes und Fayencenkenners Dr. Taucher.

Was wir heute unter Fayencen verstehen, sind gebrannte Tonwaren, die mit undurchsichtiger Zinnglasur überzogen und dann mit Farbe bemalt wurden. Der Name „Fayence“, ein Lehnwort aus dem Französischen, leitet sich von dem italienischen Städtchen Faenza her, wo ebenso wie in verschiedenen anderen italienischen Orten bereits im 15. und 16. Jahrhundert zahlreiche Fayencen hergestellt wurden. Sie blieben aber ohne wesentlichen Einfluß auf die deutsche Fayence-Erzeugung.

Der gewaltige Aufschwung, den die deutsche Fayencefabrikation im 18. Jahrhundert erlebte, entstand vielmehr aus dem Bestreben heraus, das aus China über Holland nach Deutschland eingeführte Porzellan nachzuahmen.

Dieses „weiße Gold“ war kostbar und vielbegehrte und verdrängte bald an den Tafeln der Vornehmen bei festlichen Anlässen das bisher benutzte Zinngeschirr. So blieb es nicht aus, daß man daran ging, es nachzuahmen. Da das Geheimnis der Porzellanherstellung von den Chiniesen aber streng gewahrt wurde, war man bis zur Porzellanentdeckung durch den Deutschen Friedrich Böttcher in Dresden auf Versuche angewiesen. Dabei griff man auf die in der Töpferei allgemein übliche farbige Tonerde zurück und überzog den Scherben mit einer bleihaltigen Zinnoxydglasur. So kam man statt auf das harte, spröde Porzellan auf das, was man heute Fayence nennt, damals aber fälschlicherweise als „Porcellain“ oder — im Unterschied zum echten Porzellan — „ordinaires Porcellain“ bezeichnete. Mitte des 17. Jahrhunderts begann durch ganz Europa der Siegeszug der Fayence, deren erste deutsche Manufaktur in Hanau gegründet wurde.

Bald entstanden überall in deutschen Landen mit besonderen Privilegien ausgestattete Fayencefabriken. In Franken fand die Kunst in Nürnberg, Ansbach und Bayreuth eine Heimstatt.



Am Brennofen



Barockes „Auferstehungsmotiv“

Die Leistung der Nürnberger Manufaktur, lange Zeit beeinflußt von der Spätrenaissance, dann geprägt vom Spätbarock, zählt zum Besten deutschen Fayencekunst. Die Nürnberger Dekore, häufig in einem satten Blau gehalten, erinnern an die hohe Nürnberger Schreibkunst und entzücken durch ein reiches und klares Bild. Die Ansbacher Fayencen sind in Dekor und Formgebung freier und lockerer, die Farben reichhaltiger.

Berühmt wurde die „Grüne Familie“, deren dominierende Farbe ein leuchtendes Kupfergrün ist und die sich stark an ostasiatischen Vorbildern orientiert. Über diese prächtigen und kostbaren Erzeugnisse geraten Kenner immer wieder ins Schwärmen.

„Es gibt nichts Köstlicheres, nichts Eleganteres, als die wohlgelungenen Grün-Ansbach-Stücke. Es gibt aber gleichzeitig nichts Vergnüglicheres. Man wird des Schauens und Staunens nie müde. Immer wieder nimmt man ein solches Stück in die Hand, man beguckt es von allen Seiten, man betastet es, man streichele es, die Freude ist mit der Überraschung nie zu Ende“, begeistert sich ein Kunstmäzen (Zitat aus: „Die Ansbacher Fayence-Fabriken“ von Adolf Bayer). Die Bayreuther Fayencen lehnten sich zeitweise stark an Nürnberg an. Aber auch Verbindung zu Ansbach bestand, denn oft wechselten ja die Fayencekünstler von einer Manufaktur zur anderen.

In Bayreuth wurde die Blaumalerei besonders gepflegt, und zwar ist auffallend für Fayencen aus Bayreuth ein helles, lichtes Blau.

Großblühende Sträucher nach chinesischem Vorbild umkleiden die Gefäße, Laub- und Bandwerk schmücken die Tellerränder, Wappen und Namenszüge prangen gern in der Mitte von Schüsseln und Wappen.

Bei Hans Fischer in der Rothofleite erleben die fränkischen Fayencen Bayreuther, Ansbacher und Nürnberger Provenienz eine Wiedergeburt. Der Name Bamberg, der im „Fayence-Zeitalter“ nie eine Rolle spielte, kommt damit zu späten Ehren.

Fotos: Bauer, Bamberg

Redakteurin Monika Kreiner-Reichmann, Oberer Stephansberg 4b, 8600 Bamberg

Dr. Erich Saffert

325 Jahre Deutsche Akademie der Naturforscher Leopoldina. Die Akademie und Franken (Fortsetzung von Heft 12/77, 338)

Das bereits erwähnte Akademiewappen ist in Fehrs *Anchora Sacra* — wie wir schon ausführten — vorgegeben. Man findet aber fast alle seine Teile — Ring und Schlangen — bereits in einer mittelalterlichen Bilderhandschrift medizinischen Inhalts in der Österreichischen Nationalbibliothek Wien; Feldmarschall Graf Montecuccoli, der oben bereits genannte erste Protektor der Akademie, war möglicherweise Vorbesitzer dieser Handschrift oder stand in irgendeiner Beziehung zu ihr. Montecuccoli hielt sich, erkrankt, im Frühjahr 1673 in Nürnberg auf und hatte vielleicht damals schon Verbindung zu Dr. Johann Michael Fehr, der auf diese Weise auch von jenem Manuscript Kenntnis bekommen konnte³⁾. Auf jeden Fall befindet sich in Fehrs *Anchora Sacra* ein Bild: Ein bartiger Mann hält ein aufgeschlagenes Buch, in dessen sichtbare Seiten sich zwei Schlangen festgebissen haben, die sich um einen Ring winden; damit haben wir das Akademiewappen, dem nur noch der Wahlspruch (auf der linken aufgeschlagenen Seite des Buches) fehlt *Nunquam Otiosus* = Niemals müßig, der auch heute noch als Devise der „Leopoldina“ gilt⁴⁾.

Wechselnde Akademiesitze

Nach Volckammers Tod 1693 wurde der Augsburger Arzt Dr. Lucas von Schroeck (1646–1730) IV. Präsident und damit Augsburg Sitz der Akademie (damals immer der Wohnort des Präsidenten). Schroeck begann ein jetzt im Archiv der „Leopoldina“ verwahrtes